

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 12

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bestimmte Epoche kann nach kaum zwanzigjähriger Dauer als abgeschlossen betrachtet werden.

* * *

Dadurch, daß das Deutsche Reich mit dem Anschluß Österreichs in direkte Verbindung mit Ungarn und Jugoslawien kommt, ist auch die Position Italiens schwer erschüttert. Der Grundgedanke der Römischen Protokolle des Jahres 1934, welche Italien den freien Weg nach der Donau und dem Strom entlang sichern sollten, ist erledigt. Deutsche Truppen stehen am Brenner und halten so Italien in deutlich sichtbarer Weise Tag um Tag unter Druck. Das Reich ist überdies in der Lage, die wirtschaftlichen Beziehungen Italiens im Donaauraum abzuwürgen. Der Hafen von Triest ist heute von der Gnade des Deutschen Reiches abhängig, das jederzeit in der Lage ist, den Hafen Hamburg im Wege einer geschickten Frachtpolitik in den Vorrang zu stellen. Mussolini hat wahrlich dafür, daß ihm nun anscheinend seitens des Reiches freie Hand und Rückendeckung im Mittelmeer gewährt wird, einen teuren Preis bezahlt, und aus der Rückendeckung könnte schnell eine Rückendeckung werden. Es erstaunt angesichts dieser Verhältnisse keineswegs, daß die Haltung Mussolinis gegenüber der Frage der österreichischen Unabhängigkeit, entgegen anderen Informationen, insbesondere der deutschen und italienischen Presse, bis zuletzt völlig undurchsichtig gewesen ist. Nicht ohne Grund hat Schuschnigg noch am 24. Februar 1938 geglaubt, in der letzten Minute doch noch auf Italien zählen zu können. So natürlich und klar es ist, daß Österreich dem deutschen Druck innert weniger Tage, teils gewollt, teils ungewollt, erliegen mußte, so bedeutsam ist daneben die Tatsache, daß zur selben Stunde das europäische Prestige der südlichen Großmacht einen schweren Schlag erlitten hat. Dieser Punkt ist gerade heute, wo im Allgemeinen nur die Schwäche der Westmächte in Erwägung gezogen wird, nicht zu übersehen.

* * *

Es entspricht durchaus der unheilvollen politischen Entwicklung Frankreichs, daß das welterschütternde Ereignis dieser Märztag das Land ohne handlungsfähige Regierung gesehen hat. So konnte denn die Schwäche dieses Hauptträgers des Versailler Systems nicht augenfälliger sein, als es geschehen ist, und, während in Mitteleuropa das vorletzte Bollwerk der Friedensverträge zusammengebrochen ist und der Angriff bereits deutlich auf das letzte hin vorbereitet wird, müht sich der Sieger von 1918 in unheilvollen inneren Schwierigkeiten. Wahrhaft ein erschütterndes Bild!

Zürich, am 20. März 1938.

Jann v. Sprecher.

Kultur- und Zeitfragen

Über Wilhelm von Humboldt. *)

Kein Einsichtiger wird bestreiten, daß es eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit ist, für die höhere Bildung unserer Jugend unbeeinflusst von den Erscheinungen des Tages wieder einen ungehemmteren Zugang zur deutschen Geisteswelt zu öffnen. Mit der Zuflucht, die viele Jüngere bei Franzosen, Engländern oder Italienern gesucht haben, begeben sie sich doch in Bereiche, in denen sie nie ganz heimisch werden können. Ein Beweis dafür darf z. B. darin erblickt werden, daß in den

*) Paul Binswanger: Wilhelm von Humboldt. Frauenfeld 1937.

Lehrplan eines angesehenen humanistischen Gymnasiums der Schweiz Racine überhaupt nicht aufgenommen worden ist und zwar unter dem Einfluß eines vorzüglichen Romanisten. Als so fremd mußte er ihn für unsere Zeit und unsere Jugend empfunden haben, während er (Racine) dem gebildeten Franzosen als ein Gipfel, als Vertreter seines edelsten, eigensten Wesens gilt. Wie alle geistigen Dinge erschließt sich auch die deutsche Geisteswelt in schönster und fruchtbarster Weise nur dem liebenden Sinne. Groß steht auch hier an der Pforte der Erkenntnis. Die Gefahr, welche Vaterlandsfreunde für die schweizerische Art bei einer solchen Beschäftigung, bei ehrfürchtigem und begeistertem Zutreiben zur Erfassung jener Welt befürchten, zeugt einmal nicht gerade von Zuversicht in die tiefe Wurzelhaftigkeit des eigenen Wesens, und ist ebensowenig begründet, wie wenn sie vor hundert oder noch vor vierzig Jahren an die Wand gemalt worden wäre, als unsere Jugend in Scharen die deutschen Universitäten besuchte. Außer einigen mehr heiteren als ernsthaften Schwärmereien für monarchischen Glanz und Aufbau bei einigen Wenigen hat niemand Schaden an seiner eidgenössischen Seele gelitten, auch die nicht, welche etwa im Treitschke'schen Kolleg über Politik einige bittere Bemerkungen über Demokratie anhörten und nicht mit Entrüstung sogleich von sich wiesen. Aber das ist es nicht einmal, was wir unter der Beschäftigung mit deutschem Geistesleben verstehen möchten. Die Schule kann uns eine Ahnung vermitteln und Anregung zu eigenem Fortschreiten. Wenn ihr dieser Einfluß oft versagt ist, so glauben wir doch, daß bei nicht Wenigen später ein Bedürfnis, eine Sehnsucht nach geistigen Dingen auftaucht; glücklich aber, wer von sich sagen darf, daß er die Alten nicht hinterließ, die Schule zu hüten; daß sie aus Latium gern ihm in das Leben gefolgt: wobei der Kreis dieser Alten auf die Heroen der deutschen geistigen Welt ausgedehnt sei. Sie Alle, die sicher zahlreichen, Einzelnen oder in stillen Kreisen traulich Verbundenen, seien auf das Buch von Paul Vinzswanger über Wilhelm von Humboldt hingewiesen. Es führt sie in das Leben und die Ideenwelt eines der größten Menschen ein, nicht nur der deutschen Erde, sondern darüber hinaus, der sonst nicht leicht zugänglich ist, ja spröde erscheint, ohne dichterischen Schwung, der eigentlich nie jung war, aber auch nie alt. Wer sich mit ihm beschäftigt, der wird „Eintritt in Ideen haben, die Mensch und Wirklichkeit, Schöpfung und geistige Besinnung, greifbares Leben und übergreifende Betrachtung auf einander abstimmen.“ Wilhelm von Humboldt war von Rudolf Haym 1857 eine klassische Biographie gewidmet, die noch heute „rühmendswert“ ist. Die vielen Zeugnisse über ihn, hauptsächlich seine vielen, leider immer noch nicht gesammelten Briefe, die seither erschienen sind, rechtfertigen ohne weiteres den Versuch, neuerdings ein zusammenfassendes Bild von ihm zu geben, in dem sein Lebensgang, der eng damit verbundene Weg seiner Bildung, Forschung und seiner Ideen dargestellt ist. Die Träger deutschen Wesens sind wie kaum bei einem anderen Volke aus seinen tieferen, unteren Schichten hervorgegangen und die sind selten, die wie Humboldt aus wohlhabendem adligem Hause stammen und in höchsten Stellen des Staates sich auszeichneten. So war Humboldt preußischer Gesandter im päpstlichen Rom, in Wien und London, in erster Stelle tätig am neuen Aufbau des Erziehungs- und Unterrichtswesens in Preußen nach 1806, bei den Friedensverhandlungen 1814 und 1815, und berufen, die versprochene Verfassung für Preußen auszuarbeiten. Da unterlag er dem Einfluß der Gegner bei seinem ewig ängstlichen und kleinlichen König, Friedr. Wilhelm III. Raehler in seinem vielfach sehr bedeutenden Werke über Wilhelm v. Humboldt bricht seine Darstellung hier ab, so daß man den Eindruck eines mit einem Mißerfolg endigenden Lebens erhalten könnte. Auf die Dauer betrachtet, hat aber der König eine unheilvolle Niederlage erlitten, und Humboldts Alterszeit ist die Krönung seines Lebens, dasjenige eines bewundernswerten Weisen, der in Größe und Stille bis an die Grenzen menschlichen Vermögens in seiner eigentlichen Wissenschaft, der Sprachforschung, vordringt, in vornehmer Zurückhaltung das Glück des Umganges seiner unver-

gleichlichen Gattin und nach ihrem Tode in Erinnerung an sie (aber nie anders als der Poseur Barnhagen!) und mit den geliebten Töchtern genoß. Diese eheliche Verbindung mit Karoline von Dachsöden ist eine hohe Dichtung, ein Epos, das die Späteren in dem umfangreichen Briefwechsel der Ehegatten, die oft und lange von einander getrennt waren, nachlesen können. Der ebenbürtige Gefährte Goethes und Schillers hatte auch eine ebenbürtige Gemahlin gefunden, und die eigentümlichen Freiheiten, die sich Beide nahmen (von Binswanger in vorbildlicher Weise mit wenigen Worten abgetan), hat ihrem eigenen auf das edelste zusammenklingenden Verhältnis keinen Abbruch getan.

Dieser äußere Lebensgang war leicht zu erzählen, aber wie ist es nun mit dem viel reicheren noch, mit dem innern, mit dem Reiche der Gedanken, das sich Humboldt aufgebaut hat? Dies darzustellen ist eine schwere Aufgabe, denn er ist nicht von einem System ausgegangen, er läßt sich in keine Kategorie einreihen, oder dann nur mit so allgemeinen Ausdrücken, daß damit kein Bild gewonnen wird. Er ist kein Fragmentist, wie die Berliner oder Jenenser Romantiker, kein Aphorismen-Schmied, wie Nietzsche; ihn erfüllt nicht, wie Goethe, ein unerschöpfliches orphisches Weltbild; er nähert sich Schiller, ist ihm aber an tatsächlichen Erfassen der wirklichen Welt überlegen. Er hat sich mit der Verschiedenheit der Menschen beschäftigt; schon die Erscheinung der zwei Geschlechter hat ihn, wie wohl niemand vor ihm, zu fruchtbarem Nachdenken veranlaßt; die Verschiedenheit der Völker, und am meisten die der Sprachen; die Fragen nach der Geschichte, vor allem die Antike, begleiten ihn sein Leben lang. Hierüber, über diese Humboldt eigentümliche, unendliche Ideenwelt, unterrichtet in klarer, vorzüglicher Weise das Buch von Binswanger. Wir möchten annehmen, daß der Verfasser, der lange in Italien gewohnt haben muß, um dort Freunde zu gewinnen, denen er sein Buch widmet, in Rom die Anregung zu seinem Werke empfangen hat. Dort wird er auf Humboldt gestoßen sein; und sein Kapitel über Humboldts römischen Aufenthalt ist denn auch eines der ansprechendsten; die sonst verhaltene, nur leise durchschimmernde Begeisterung für diesen großen Mann findet hier besonders schönen Ausdruck. Und damit kommen wir auf den Stil des Buches, von dem schließlich die Erreichung des gesteckten Zieles: Zugang zu diesem männlichen Denker zu öffnen, abhängt. Da geht es einem wie mit Humboldt selbst: erst wiederholtes Lesen erschließt einem den Wert des Buches, denn die Schreibweise ist etwas herb, nicht schmuckreich, aber gediegen, frei vom Gelehrtendeutsch, prunkt nicht mit scheinbarer Wissenschaftlichkeit, hütet sich vor billigem Pathos. Mehr noch als bei Hamn wird die gegenseitige Durchdringung des äußeren Lebens: Hervorhebung der entscheidenden Bedeutung des langen Pariser Aufenthaltes um die Jahrhundertwende, mit der Einsicht in geistige Zusammenhänge herausgehoben und vor allem die Fruchtbarkeit seiner Ideen für unsere Zeit. Humboldt selbst kommt in großem Maße zum Wort. Mit einem Satz: wir haben uns sehr gefreut, daß dieses Buch in diesen Zeiten von einem Schweizer in Ehrfurcht vor der Größe des dargestellten Mannes, in eigener edler Haltung geschrieben worden ist, nicht weil wir meinen, daß nur noch in unserem Lande der unabhängige Geist zu finden sei, sondern weil gerade bei uns die schöpferische Betätigung mit hohen geistigen Dingen gar nicht so häufig ist, als man es gerne hätte. Mit Spannung haben wir das Buch zur Hand genommen und es mit großer Genugtuung als einen würdigen Nachfahren neben Rudolf Hamn eingereiht.

Gerhard Boerlin.

Paul Häberlin.

Am 17. Februar dieses Jahres wurde der Ordinarius für Philosophie, Pädagogik und Psychologie an der Universität Basel, Prof. Dr. Paul Häberlin, 60 Jahre alt. Es besteht Grund genug, bei dieser Gelegenheit auch an dieser Stelle

sich des gigantischen Schaffens dieses Zeitgenossen bewußt zu werden. Das erwähnte, treffende Attribut ist mehrfach verwendet worden zur Charakterisierung des Lebenswertes des sehnigen Mannes mit dem stets sonnenbraun-frischen Antlitz, dieses Typs des homo alpinus, der denn auch seine Ferien als Berggänger und heutesicherer Nieder- und Hochwildjäger zumeist in den Flügen und Krümmen des Gebirgs und in Wäldern verbringt.

Es ist nicht etwa die immerhin auch nicht ganz nebenjächliche Feststellung einer etwa 6000 Buchseiten umfassenden Publizistik (ohne Berücksichtigung der vielen gewichtigen Aufsätze in Jahrbüchern und Zeitschriften), die dem streng wissenschaftlichen Arbeiten Häberlins Bedeutung geben, und es ist auch nicht nur die Leistung des Hochschuldozenten, der in manchem eigene Wege ging, oder die Vortragstätigkeit. Es ist viel mehr. Häberlin hat, als erster Schweizer, in kaum je erreichter Geschlossenheit und Vollständigkeit, mit Einbezug eines außerordentlichen Wissens um das Wesen der Wissenschaften und der menschlichen Art, den irdischen Aspekt des Bauplanes der Welt, in ganz ursprünglich-eigener Linienführung, als Philosophie von klassischer Klarheit und Strenge, so aufgezeichnet, daß nicht nur die Probleme bis an die letzten Grenzen der Erkenntnismöglichkeit vorgetrieben wurden, sondern so, daß die ganze Fülle des Details das System nirgends sprengt, noch eine erzwungene, unorganische, un reale Verbindung entstünde. Alles findet einen sinnvollen, einleuchtenden Raum, der entwicklungs- und erweiterungsfähig bleibt. Solches ist deshalb möglich, weil das System, d. h. die denkerische Ordnung des Chaos erst gefunden wurde nach Einbezug aller erreichbaren Erscheinungen und Erfahrungen. Diese mußten sich nicht einer vorpräparierten „Weltanschauung“ anpassen. Die Theorie war die Folge und Zusammenfassung der Erfahrung der konkreten Realität. Häberlins Denken schöpft aus unmittelbarer „Lebensnähe“. In diese sind auch diejenigen Studien einzurechnen, die seine wissenschaftliche Souveränität mitbegründen halfen.

Als Sohn eines Volksschullehrers und einer Posthalterin — heute würde man wohl sagen: eines Doppelverdienerehepaares — in Reßwil geboren, also aus bescheidenen, aber geordneten Verhältnissen einer alten Thurgauerfamilie stammend, besuchte er die Kantonschule in Frauenfeld, studierte bis zum Abschluß mit dem Staatsexamen protestantische Theologie an den Universitäten Basel, Göttingen und Berlin, widmete sich, da er sich für die Kanzel als zu jung empfand, in Basel und Göttingen philosophischen, psychologischen und biologischen Studien und promovierte in Basel mit einer Dissertation „Über den Einfluß der spekulativen Gotteslehre auf die Religionslehre bei Schleiermacher“ — der universale Geist Schleiermachers hat ihn immer besonders angesprochen —; er bestand hierauf das Basler Mittelschullehrerexamen (Gymnasialstufe) in Botanik, Zoologie, Mathematik und Geographie, erhielt nach kurzer Tätigkeit als Privat- und Reallehrer, 26 Jahre alt, einen Ruf als Seminarbibliothekar nach Kreuzlingen, wagte als Familienvater nach vier Jahren die ungewisse Existenz eines Privatdozenten, um sich ganz der freien wissenschaftlichen Arbeit (soweit dies die Tätigkeit als Heilpädagoge zuließ) zu widmen. (Habilitationsschrift über Spencer). 1914 wurde Häberlin als Ordinarius für Philosophie, Psychologie und Pädagogik nach Bern berufen, und seit 1922 wirkt er in dieser Eigenschaft in Basel. Einen Ruf ins Ausland hat er abgelehnt.

Außer einer Naturphilosophie — vermutungsweise ist eine solche in Arbeit — fehlt in der Liste seiner Publikationen (deren Plan er schon in den zwei mächtigen Bänden „Wissenschaft und Philosophie“ (bei Kober, Basel, 1910 und 1912) aufstellte, nur das rechts- und staatsphilosophische Gebiet. Dem letztern wendet er seit einiger Zeit besondere Aufmerksamkeit zu. Seine Rede am Schweizerischen Lehrertag in Luzern (siehe Schweiz. Lehrerzeitung Nr. 23/1937), einige Vorträge und die Programmgestaltung und Diskussionsleitung an den Sommerkursen der Stiftung Lucerna in Luzern zeigen Art und Methode der Bearbeitung dieses Gegenstandes. Sie ist nicht so bequem entgegenzunehmen wie die technische Darstel-

lung eines Politikers, da sie nicht das Ideal und Ziel umschreibt und zweckgerichtet ist, also eliminiert, bagatellisiert oder Tatsachen und Bedeutungen steigert und dem Willen die Haltung weist. Sie ist eben philosophisch, d. h. in diesem Falle ontologisch und stellt einfach das Seiende dar. Häberlin kommt dabei, von einer Analyse des ersten Bundesbriefes ausgehend, zu einem durchaus positiven Urteil über unsere schweizerische Demokratie. Daß sie nach rücksichtsloser Zergliederung der ganzen Position, als eine geistig liberale erkannt wird, wirkt festigend und ermutigend. Bedeutsam sind die Warnungen vor den Trugschlüssen, die sich aus dem Übersehen der ewig zerrissenen menschlichen Natur ergeben. Hier erweist sich die strenge Gedankenzucht des wahrhaft realen Denkers als unerhört praktisch, als Sicherung vor Enttäuschungen, ohne damit die Möglichkeit auszuschließen, daß Hoffnungen einer besseren Zukunft sich verwirklichen können:

„Der ewige Frieden ist angesichts der Menschennatur und ihrer Stellung in der Welt eine gefährliche und sinnlose Illusion. Es ist aber schon viel erreicht, ja viel mehr als wir uns überhaupt vorstellen können, wenn wir mit der Zeit lernen, den Kampf immer mehr mit geistigen Waffen, in aller Offenheit und Ritterlichkeit zu führen.“ (Votum einer Diskussion.)

Diese Andeutungen wollen nur darauf hinweisen, daß Häberlin um die unmittelbare Pflicht des Bürgers auch in seinem philosophischen Beruf Bescheid weiß. Sein Lebenswerk aber (es ist, soweit menschliches Voraussetzen zulässig ist, noch lange nicht abgeschlossen) war, das Wesen und Verhältnis von Philosophie, der Natur- und sozialen Wissenschaften (der sog. Geisteswissenschaften) und der Psychologie grundlegend festgestellt zu haben. Nach dieser Vorarbeit wurde die Ethik, die Religion, die Ästhetik in ganz unabhängiger Weise durchforscht, scharfsinnig, „wie von einem Jägersmann, der seine Jagdgebiete gründlich kennt und dem edelsten Wilde, der Wahrheit, mit Ernst nachspürt, auf den Schuß so lange verzichtend, bis das geheimnisvolle Zeichen des Hubertus den Jäger in Bann schlägt“ (Grisebach).

In der Ethik hat Häberlin die Möglichkeit abgewogen, ob und wie das unentrinnbar zwiespältige Leben erträglich zu gestalten sei und wie das Gute und gutes Leben wirklich und möglich sei, trotz menschlicher ewiger Gebrochenheit und Unzulänglichkeit. Notwendig aber ist die Erkenntnis der Zwiespältigkeit jedes als Ziel gesetzten moralischen Zweckes, sodann die geistige Überwindung dieses Wissens in der Praxis, bewußt der Vollkommenheit der letzten Endes doch einheitlichen Schöpfung (der im Weltgrund geeinten Mannigfaltigkeit). Um zu seinem Ergebnis zu kommen, hat sich Häberlin zuerst mit bestehenden Lehren auseinandergesetzt und den Relativismus und Skeptizismus, Askese und Rigorismus usw. als falsche Lösungen entlarvt. Als ein amerikanischer Gelehrter ihn lektthin um die Nennung der Bücher oder Schulen bat, die er (im Buche „Das Gute“) treffen wollte, konnte die Antwort einfach lauten: Keine Bücher und keine Autoren! Es sind die Gedanken, die in der Menschheit immer wieder entstehen müssen, weil ihre Situation dazu drängt, diese Auswege zu suchen. Der in sich selbst zwiespältigen, egoistischen Ansprüchlichkeit (Selbstbehauptung und Selbstveränderung — Machttrieb und Eros in tausendfältigen Varianten) steht — durch die Funktion des Gewissens bewußt werdend — jene Strebung gegenüber, die opfervoll, sozial, gemeinschaftsbildend, altruistisch *E i n h e i t* erstrebt (Häberlin nennt sie „Geist“). Schon Pestalozzi basierte seine Ethik auf der gleichzeitig guten und bösen Natur des Menschen und erwartete als Ziel und „Harmonie“, Ausgeglichenheit, vollziehbar durch nie endende stete Anstrengung gegen die „tierische“, d. h. rein egoistische Natur. Häberlin kommt auf anderem Wege in der Hauptsache, wenn auch umfassender begründet, zu ähnlichem Ziel, wie der philosophisch genial veranlagte, aber nicht durchgebildete Zürcher. Die kleinliche unreligiöse Pharisäerauffassung, die tagtäglich ihr anmaßendes „moralistisches“ Wesen treibt, und alle Übel und das Ausbleiben des Schlaraffenlandes nur auf den bösen Willen unwissender, unfähiger, bequemer Subjekte oder mangel-

hafter Geseße und Organisationen zurückführt, diesem Treiben wird eine gläubige Gewißheit entgegengesetzt, die ihren letzten Grund findet in religiöser Haltung. Über sie orientiert eines der kürzesten und zugleich aufschlußreichsten Bücher über das Wesen der Religion überhaupt (Das Wunderbare). Mit reiner philosophischer Religion stimmen die Konfessionen umso mehr zusammen, als sie Anteil an der Reinheit haben.

Häberlins Religionsauffassung ist nicht moralistisch. Er stellt das religiöse Erlebnis über die unweigerliche moralische Aufgabe immer und überall s o r g e n zu müssen, bald für sich, bald für die andern, Zwecke erfüllen zu müssen, bald egoistische, bald geistige, einheitsstrebige, ohne je damit fertig werden zu können. Religiöses Erlebnis ist Gewißheit, daß der Mensch Creatur des Creators ist und damit sein Dasein gerechtfertigt und seine Individualität oder besser seine Wesentlichkeit (Seele) ewig und unzerstörbar ist. Daher ist Religiosität ein Zustand des Vertrauens und Geborgen- und Gerechtfertigtheits trotz aller persönlichen Mangelhaftigkeit.

Wesensverschieden vom moralischen, d. h. um Zwecke besorgten Zustand ist neben dem religiösen das ästhetische und das theoretische Erleben. Die ästhetische Theorie, die sehr im Argen liegt, hat Häberlin in einem seiner schönsten Bücher „Die Ästhetik“ auf eine bisher nie erreichte Höhe und Lebenswahrheit gebracht. Das ästhetische Erlebnis des Kindes und das des „einfachen Volkes“ wird auf dieselbe seelische Stufe gestellt, wie das Kunsterlebnis der Kultivierten, die besonderer Veranstellungen bedürfen, um überhaupt ästhetisch empfinden zu können. Selbst den Sport lehrt Häberlin fast ausschließlich unter ästhetischen Gesichtspunkten betrachten. Nur so wird er überhaupt verständlich. Alle andern Erklärungen versagen und sind in wichtigen Punkten unzutreffend und wirklichkeitsfremd (Gesundheit, Charakterbildung, körperliche Tüchtigkeit, Ehrsucht, Geltungsbedürfnis usw.).

Es ist das Verdienst der Pädagogik Häberlins, endlich dem ästhetischen Erleben den Raum zugeteilt zu haben, auf den der Mensch Anspruch hat, denn letzten Endes ist ästhetisches Erleben nichts anderes als Daseinsfreude — Freude am Sein, wie es ist, die ihren Ausdruck findet in Tanz, Sport und Spiel, im Schauen und Hören usw. —, immer unter der Voraussetzung, daß sie begierdefrei sei und damit nicht (wie das egoistische Amusement, Vergnügen usw.) das Gewissen und ev. die Selbstbehauptung mit Reue belaste.

Eines der letzten Bücher, das der Autor am meisten schätzt, das „Wesen der Philosophie“, hat die menschliche Situation gegenüber der früheren, noch weniger differenzierten Einteilung dadurch noch mehr abgeklärt, daß auch die Theorie, die Forschung, das „interesselose“ Suchen nach Wahrheit (Kant) dem religiösen und ästhetischen Leben zur Seite gestellt wurde.

Eine glänzende Leistung ist die Psychologie Häberlins. Diese hat mit vollendeter Konsequenz die Abkehr von allen Gesichtspunkten und Methoden vollzogen, die diesem Gegenstande nicht angemessen sind und sie hat die personale menschliche Seele als einzigen Ausgangspunkt anerkannt. Seit zweihundert Jahren mühten sich Psychologen von Fach, den Anschluß an die Naturwissenschaften zu finden oder sich ihnen wenigstens der Methode nach anzugleichen. Kein wahrhafter Menschenkenner, kein Romancier, kein Politiker, kein Historiker konnte ernsthaft mit den mageren Ergebnissen der am unrichtigen Objekt versuchten „exakten“ Wissenschaft, mit den seelenlosen Maßergebnissen uninteressanten Tatsachen etwas anfangen. Viel mehr Wert hatten die sehr einseitigen, kühnen, aber immerhin psychologischen, „wissenschaftlich“ inspektierten Theorien Nietzsches (vom Macht- und Übermenschen) und Freuds und seiner zahlreichen Schüler. (Aus erotischem Trieb und Todestrieb und ihren Sublimierungen komponierte menschliche Natur). Häberlin benützt das alles sehr kritisch, und gestaltet in voller Abwendung von der mit Wundt auf den Höhepunkt angekommenen unpersönlichen „Naturwissenschaft vom menschlichen Tun und Handeln“ eine Psychologie, die universal begründet (siehe

a. u. a. „Der Beruf der Psychologie“, Basler Antrittsvorlesung, 24 S., bei Rober), die ganze Fülle des Erlebens meistert: Trieb und Geist, ästhetisches, theoretisches, religiöses Erleben, sind die Ausgangspunkte und Komponenten, und weit hinten erst kommen, als der „unverstehbare“ Teil der menschlichen Natur der Körper und die Sinnesfunktionen. Die Begreiflichmachung des Leib-Seele-Problems ist niemandem so klar gelungen wie Häberlin, der es aus seiner grandiosen Überschau her meistert.

Und dann Häberlin als Pädagoge! Seine Pädagogik ist nichts anderes als die Anwendung der bisher gestreiften Philosophie und Psychologie. Andeutungen müßten hier zu besonders unerwünschten Mißverständnissen führen. Das größte wäre die verbreitete Meinung, daß die pädagogische Psychologie statt Erkenntnis des Menschen zu sein, ein Mittel wäre, ihn zu „bearbeiten“ und Pädagogik nicht die Einsicht in die Situation und das Verhältnis des Lehrenden und Lernenden, sondern das Mittel zur Unterordnung des Zöglings unter ein präpariertes System oder einen vorgefaßten Glauben — was naturgemäß zu „Mißerfolgen“ führen muß.

Das alles sind nur unzulängliche Andeutungen, deren Absicht der Leser verstehen wird. Wer sich weiter informieren will, lasse sich vorerst die zu Häberlins Geburtstag herausgegebene Sondernummern pädagogischer Zeitschriften senden: Schweizerische Lehrerzeitung Nr. 23 (Zürich 15), Berner Schulblatt Nr. 46 (Bern), Erziehungs-Rundschau Nr. 11 (St. Gallen), sodann sei die sehr aufschlußreiche und reichhaltige Studie von Dr. Peter Kamm „Philosophie und Pädagogik Häberlins in ihren Wandlungen“ erwähnt; 480 S., Verlag Buchdr. Feldegg A.-G., Zürich. Der Titel „Entwicklung“ wäre u. E. sachlich zutreffender gewesen — der Verfasser hatte aber die Aufgabe, die Unterschiede herauszustellen. In Kamms Buch ist das Verzeichnis aller Literatur über Häberlin enthalten.

Häberlin ist tüchtiger als Pestalozzi (er stellt an die Zöglinge in dieser Beziehung hohe Anforderungen) und ist im Besitze einer vollendeten Schulung im denkerischen „Handwerk“, dessen Mangel Pestalozzi an sich so schmerzlich vermisse und beklagte. Er hat nicht die verströmende Mütterlichkeit Pestalozzis, sondern ist vollkommen unsentimental, hart und durch und durch männlich. Aber ein großer Pädagoge! Daß er das als adäquater Philosoph geworden ist, bedeutet für unser Land etwas Neues. Durch Häberlin hat die Philosophie einen nicht mehr zu eliminierenden Vertreter von Weltbedeutung erhalten, der ganz aus unserem Stamme und Holz ist — und schöpferisches Leben in einer Form repräsentiert, die hoher Ehre wert ist.

Martin Simmen.

Walter Siegfried zum 80. Geburtstag.

Walter Siegfried feiert am 20. März seinen 80. Geburtstag. Zwar wohnt er seit Jahrzehnten im Auslande bei den Oberbayern in Partenkirchen. Allein nach Geburt und Bürgerrecht ein echter Schweizer, als Sohn des Aargauer Landammanns und eidgenössischen Obersten Siegfried. Sein Herz blieb der Heimat treu. Er erfrischt alljährlich Lebenskraft und Geistesjugend in ihren Gauen unter den alten Freunden, zur Freude dieser und aller Leser seiner Werke. In Mammern sammelt sich um ihn ein Kreis von Veteranen und Verehrern beiderlei Geschlechts, die wohl zu schätzen wissen, was er ihnen gab und noch in mündlichem Verkehre an sprühend hellen Geistesfunken gibt. Sein Schrifttum hat er freilich weise abgeschlossen mit den 3 Bänden „Aus dem Bilderbuche eines Lebens“. Der Schweizerverlag Wismann & Scheller in Zürich hat dieses Prachtwerk würdig ausgestattet und herausgegeben. Der Verfasser schloß damit die Reihe von Büchern ab, die er mit dem Willen und Bewußtsein schrieb, das eigene Erleben und Erleiden der schweren Wendezeit des Weltkriegs wie der ihm folgenden und entstammenden

Not im Kriegslande, zu Ruß und Frommen der Mit- und Nachwelt, als Opfer auf dem Altare der Menschlichkeit darzubringen. Darum klingt sein Werk aus im Hochgesang auf das herrliche Lieben und Sterben seiner ideal gesinnten Tochter Helene im Dienste des Roten Kreuzes. — Seither ist nichts mehr aus der Feder des wahrhaftig nicht altersschwach gewordenen Dichters erschienen, der mit seinem Erstlingswerke „Tino Moralt“ einst „den besten Künstlerroman der ganzen deutschen Literatur“ schuf. Sein Stillewerden stammt nicht von einem Versiegen des Könnens. Er will nicht, nachdem er in jenem geliebten Leben sein Herz selber mitgab an den Herold, genannt Tod, als den Führer zur Unsterblichkeit in der ewigen Liebe, noch von vergänglichen Dingen und Werten reden. Gleichsam nur als dienender Runder und höchster Geistverwalter erfüllt er sein Amt göttlicher Art und Bestimmung. So hat er auch für Cosima Wagner, trotz knapper Form seiner leider vergriffenen „Studie“, die würdigste Huldigung dem Andenken dieser hochragenden Frau gewidmet. Walter Siegfried selbst wünschen wir ein gleiches Alter!

Arnold Kneiwolf.

Zur Erinnerung.

Eine beliebte Vorstellung ist es, sich die säkulare Weisheit der vatikanischen Diplomatie auszumalen, die immer noch über ihre weltlichen Gegner, also namentlich die deutschen, Meister geworden sei. Nun in der Reformation ist es jedenfalls anders gegangen, vielleicht auch zum Heile, zur Erweckung der katholischen Kirche. Aus unseren Tagen möge auch ein Ereignis wieder in Erinnerung gerufen werden: Im letzten Herbst hat eine besondere Gesandtschaft des Papstes die französischen Regierungsmänner noch mit Blum an der Spitze besucht und ihre Hände freundschaftlich geschüttelt, Hände, die kurz vorher noch in denjenigen der rotspanischen Minister geruht hatten, also von Männern, die der Kirche gegenüber so ziemlich alle Verbrechen begangen haben. Wir erinnern uns nicht, je gelesen zu haben, daß die Kirche wegen dieser Greuelthaten je von ihnen leßten, wenn auch nicht mehr so wie früher wirksamen Machtmitteln Gebrauch gemacht hätte. Die französischen Herren wurden durch hohe Orden ausgezeichnet. Man mag sich nun da seine Gedanken machen, ob in den Statuten dieser Orden nicht etwa so etwas steht, wie: er sei für die defensores fidei oder pro ecclesia romana oder etwas ähnliches gestiftet. Von solchen Verdiensten aber sind die Herren, ohne daß man ihnen damit zu nahe tritt, sicher völlig frei. Die ganze Veranstaltung war eine rein politische und da darf man die Frage aufwerfen, ob die Kirche, als eine heilige Einrichtung, gut oder auch nur klug handelt, wenn sie aus rein politischen Erwägungen so ganz ihrem Wesen fremde Handlungen begeht, welche die Gläubigen stußig machen müssen. In Deutschland hatte die enge Verbindung des Zentrums mit der Sozialdemokratie der Kirche unendlich geschadet. Und jetzt kann man dort mit Recht auf das Wohlwollen hinweisen, das die ausgesprochensten Gottesleugner und Kirchenfeinde von höchster kirchlicher Stelle aus genießen, während schließlich die katholische Kirche denn doch im Reiche ihren Kult frei verrichten kann, nicht schrankenlos frei, aber im Gottesdienste und der Seelsorge am Einzelnen.

* * *

Eine Zeitschrift hat den Vorzug, Ereignisse, die sonst im Trubel der täglichen Geschehnisse untergehen, für das Gedächtnis wenigstens auf eine etwas längere Zeit, zu bewahren. Da möchten wir die Tatsache aus dem Strome der Zeit herausfischen, daß die Engländer dieser Tage erklärt haben, im Süden von Arabien nun endgültig zweimalhunderttausend Quadratkilometer Landes sich angeeignet zu haben. Tu felix Anglia, rape! Wundervoll, wie so etwas geschieht und die Begründung, würdevoll, aber nicht gerade leicht verständlich. Doch darauf kommt es nicht an: sie brauchen das Land und nehmen es sich eben. Daneben fallen ab und zu

Bomben auf Araberbörser. Da nicht anzunehmen ist, daß Frauen, Kinder und Greise vorher gewarnt werden, so nehmen die Engländer ihren Tod in Kauf, sie handeln also mit dem berühmten *dolus eventualis*.

Und das Betrüblichste ist eigentlich, daß man gar nicht daran denken darf, was aus der Welt geschieht, wenn einmal die englische Weltmacht im Innersten erschüttert wäre. Man muß also jene Gewalttätigkeiten moralisch auch mit in Kauf nehmen, da sie nun einmal zur Aufrechterhaltung einer Weltmacht nötig sind. Gut, aber dann nicht zweierlei Maß angelegt, wenn es sich um „Andere“ handelt.

Gd. Bn.

Bücher Rundschau

Schweizerische Politik und Geschichte

Das Neutralitätsproblem.

Max Heri: Die Neutralität der Schweiz in der Zeit des Dreibundes. Eine Beleuchtung historischer diplomatischer Dokumente. Verlag Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig. 1937. 122 S.

Eine wertvolle Schrift zur Geschichte der schweizerischen Neutralität. Da die große, zweibändige Darstellung der schweizerischen Neutralitätspolitik, von Paul Schweizer, ungefähr beim deutsch-französischen Krieg von 1870/71 Halt macht, schließt sich Heri's Studie, die sich in der Hauptsache über die Zeit von den 70er Jahren bis zum Ausbruch des Weltkrieges erstreckt, als aufschlußreiche Ergänzung an. Man erkennt auch hier wieder, wie im Laufe der Jahre und immer wieder der Versuch gemacht worden ist, die Schweiz in die Mächtecombinationen oder in die Aufmarschpläne der Großstaaten hineinzuziehen und wie diese Versuche stetsfort am festen und unantastbaren Eckstein der eidgenössischen Außenpolitik, dem Grundsatz unbeugsamer Neutralität, gescheitert sind. Der Leser kann sich selbst ein Urteil bilden, ob wir je hätten hoffen können, durch alle diese Verstrickungen hindurch unsern sichern Weg zu finden, wenn wir uns dem wandelbaren Irrlicht einer differentiellen Neutralität oder, gemäß der vorletzten Formel unserer offiziellen Außenpolitik, dem Grundsatz der Neutralität von Fall zu Fall, anvertraut hätten; auch unsere offiziöse Presse, die noch bis vor kurzem das Loblied einer dynamischen, evolutionären oder labilen Neutralität sang, dürfte nun, nachdem ja der Bundesrat selbst den Kurs wieder auf die altbewährte uneingeschränkte Neutralität eingestellt hat, mit einigem Vorteil aus Heri's geschichtlicher Darstellung schöpfen, um der Öffentlichkeit den Wert des wieder neu zu Ehren erhobenen Grundsatzes am einleuchtenden Beispiel der Geschichte vor Augen zu führen.

Wohl mag Herr Paul-Boncour, Frankreichs Hauptvertreter im Völkerbund, die Schweiz davor warnen, den Nutzen der uneingeschränkten Neutralität nicht zu überschätzen, indem er uns auf Belgien hinweist, dessen garantierte Neutralität doch nicht vermocht habe, das Land vor dem feindlichen Einfall zu bewahren. Doch darf man daran erinnern — und dies geht namentlich auch aus den Ausführungen und Zitaten Heri's über die Vorgänge bei der Algieras-Konferenz von 1906 hervor —, daß die belgische Neutralität in den Augen der Großmächte schon in den Vorkriegsjahren nicht eine gleich hohe Einschätzung genoß wie die schweizerische. Und schließlich wissen wir doch, daß die Schweiz, dank ihrer Neutralität, unversehrt durch die schweren Gefahren des Weltkrieges hindurchgekommen ist; diese Tatsache allein dürfte genügen, um die wohlgemeinten Warnungen des Herrn Paul-Boncour einigermaßen verblasen zu lassen. Welchen Wert die Neutralität der Schweiz nicht nur für uns selbst, sondern gerade auch für Herrn Paul-Boncours Vaterland hat, das zeigt die folgende von Heri (S. 23) zitierte Stelle aus einer Denkschrift des ersten Molke von 1887: